

Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
 Verlag von Adam Etienne, Destrach-Elville.

1916. * Nr. 34.

Sezte Liebe!

Roman von J. Walden.

(Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Das junge Paar reiste ab, noch ehe der Nachtfisch herumgereicht wurde. Sie wollten den Sechsuhrzug benutzen, der Anschluß hatte an den Orientexpresszug nach Paris. Fanny hatte kaum eine Träne geweint, ihr ward der Abschied aus dem Elternhaus nicht schwer! Ganz und gar nicht! Sie sah bildhübsch aus in dem weiten, hellen Reisemantel und dem schleierumwehten Filzhut, sie fühlte sich als das, was sie von nun an war: eine reiche, schöne Frau! — Das hatte ihr immer und immer als erstrebenswertestes Ziel vorgegeschwebt und nun hatte sie es erreicht! — Sie selbst sich ertäufelt! — Und nachdem sie noch einen letzten Blick aus dem Wagenfenster getan, dem alten Forsthaus einen Gruß zuzuwinken, wandte sie sich lächelnd und strahlend dem Gatten zu, der ihre beiden Hände umfaßt hielt und sie jetzt an sich zog mit dem kurzen, jubelnden Worte: Mein —

Die Hochzeitsgesellschaft, so klein sie war, beherrschte jetzt eine ganz feuchtfrohliche Stimmung! Das Essen war tadellos gewesen, nicht minder die Weine, ganz besonders ein abgelagerter Ahmannshäuser, der in uralten, geschliffenen Gläsern gereicht worden war. — Man konnte sagen, daß es ein selten-schönes, harmonisches Familienfest gewesen war! Das gaben vor allem die Eltern Luzius zum Ausdruck, besonders der Bürgermeister selbst, der die Brautmutter zu Tisch geleitet hatte. Selten wohl hatte er sich so gut unterhalten als mit dieser Frau, die klug und gewandt, dem Gespräch die Richtung zu geben wußte und meisterlich verstand, ihn dahin zu lenken, wo sie ihn haben wollte.

Und Manfred Luzius liebte es gleichfalls, mit Worten zu spielen, Gespräche anzubahnen und da und dort anzuklopfen, um sich damit ein Urteil zu bilden. Es machte ihm Freude, den Gegner dadurch aus seiner Reserve zu locken, ihn auf einer Blöße zu ertappen, so wie ein gewandter Schachspieler durch einen sehr kühnen Zug den Partner aufstachelt. Es machte ihm Freude, die Feinheit zu bewundern, mit der Frau Elten alle diese kühnen Züge zu vereiteln strebte und wie sie ihn schließlich in eine Art Sackgasse geführt hatte, aus dem es kein Entrinnen mehr gab.

Natürlich betraf es das Brautpaar, die Zukunft des Sohnes. „Also es bleibt dabei, nicht wahr?“ fragte Frau Elten dringend und hielt ihm ihre breite, gepflegte Hand entgegen.

Er nahm sie zögernd, wie ihr schien.

„Ja, ja, Verehrtester, Handschlag gilt so viel als Manneswort!“ sagte sie jetzt mit leisem Lachen.

„So flug! So flug!“ — und er führte ihre Hand leicht an seine Lippen.

Aber während er jetzt sinnend sich in seinen Sessel zurückbog, kam ihm dennoch keine Reue an, wie oft, wenn ihm eine Zustimmung irgendwelcher Art abgerungen worden war.

Er staunte über sich selbst! Es war nicht der edle Wein, nicht das vorzügliche Mahl, das ihn in diese Stimmung gebracht! Es war etwas in diesem Haus, was ihm wohlthat, etwas, was er bei sich daheim unbekannt gesucht und oft vermist hatte!

Sein Blick glitt über die kleine Tafel-



Vom italienischen Kriegsschauplatz:

Dieses Bild zeigt den lebhaften Trainverkehr österreichisch-ungarischer Truppenteile auf den schmalen Schlingelwegen des Astejo-Tales.

runde durch den langgestreckten Raum, durch dessen weit offene Fenster der Wald sich erschloß in den goldrot leuchtenden Farben des Herbstes. Wie schön das war! Dieser Friede da draußen und dieser traumliche Zauber hier drinnen in diesem Haus, der ihn gefangen genommen mit dem ersten Schritt, den er über seine Schwelle getan! Der da sprach aus jedem Winkel, von jeder

Wand, aus so viel Kleinigkeiten, die eben zum Tag des Lebens gehören und auch wieder nicht gehören, die das Wohlbehagen nur erhöhen, ohne eine Notwendigkeit zu sein.

Es gibt Leute, deren Haus in einem Blumengarten steht, die aber verkümmern, eine Blume auf den Tisch zu stellen, in den Alltag des Lebens! Die nur dann ihr Haus schmücken, es mit Freudigkeit erfüllen, wenn ein Fest bereitet wird oder ein Gast kommt! Solche Häuser sehen dann aus wie „zurechtgemacht“, sich selber fremd und keiner fühlt das intensiver als der Gast selbst.

Manfred Luzius war ein feiner Kenner des Lebens, er sah alles mit dem geschärften Auge jener Augen, die mit ihren Tagen und Stunden rechnen, jenen, die den Genuß des Augenblicks mit jeder Faser ihres Seins auszufüllen verstehen. Darum wußte er, dies Haus war immer so voll Traulichkeit, voll Wärme, voll Licht, wie es ihm heut und gestern erschien. In diesen alten Kaminvasen standen immer Tannenbrüche und auf dem uralten Kronleuchter gebrach es nie an Kerzen. Nicht wie bei ihm zu Haus, wo die Lampen nie in Ordnung waren, wo eine so kalte, muffige Luft dem sogenannten Salon eigen war. Er erinnerte sich nicht, je eine Blume in seinen Wohnräumen gesehen zu haben, außer den staubigen Blattsplanzen, die auf dem Fenster Sims des Wohnzimmers sämerten!

Es lag wohl an der Hand, die sie pflegte! Und waren nicht Kinder auch anvertraute Pflanzen, die dort gediehen und dort verkümmerten? Wunderbare Gedanken kamen und gingen ihm, wie er da so verkommen saß. Schwere, ernste Gedanken, die das Lächeln von seinem Gesicht nahmen!

Von neuem klangen jetzt die Gläser zusammen, er hatte nicht einmal acht gehabt, auf wen oder was eigentlich angestoßen wurde. Er war so ganz von seinen Gedanken erfüllt. Und in diesem Sinn knüpfte er nur an das geübte Gespräch wieder an.

Frau Ellen dachte bei sich, die schnelle Zusage bereut er, aber ich gehe keinen Schritt zurück auf dem einmal eroberten Feld. Um so erstaunter war sie, als Luzius das Gespräch auf Susi lenkte. Ganz entzückt sprach er von ihrem Interesse an Literatur und Lektüre, das wirklich alles nur so herum in ihrem Köpfchen und er hätte sich ganz köstlich mit ihr unterhalten! Aber schade sei es, daß da nicht jemand eingriffe, der ihren Hunger nach Lektüre in geeignete Bahnen lenkte — sehr schade sogar! Dann das Märchen, das sie da geschrieben, sei ganz allerliebst, — ganz überrascht sei er gewesen! — ganz überrascht!

Frau Ellen legte das Dessertmesserchen kopfschüttelnd aus der Hand. . . . „Sie, Susi . . . ein Märchen geschrieben? Davon weiß ich ja gar nichts! . . .“ Sie war ganz atemlos vor Staunen — vor Empörung! Das ihr, der jeder „Blaustrumpf“ ein Grotzel war! Wirklich, es wurde Zeit, daß sie sich ernstlich um Susi kümmerte! Eine schreibende Tochter, das hatte gerade noch gefehlt! Sie war eben noch nach der alten Schule und ihre Töchter sollten tüchtige Hausfrauen werden, aber sich nicht auf Gebiete begeben, wo sie nicht hingehörten. Warum der Bürgermeister sich eigentlich so ereiferte, so entzückt tat? Sie hörte nur halb zu und als er jetzt die Frage an sie richtete: „Wären Sie einverstanden, meine verehrteste Frau?“ sah sie ihn verständnislos an.

„Womit denn? Verzeihen Sie, ich hatte Ihre Frage überhört, ich bin ganz außer mir über Susi!“

„Geben Sie uns Ihr Töchterchen über den Winter! Sie kann ihre Stimme ein bißchen ausbilden, kann Vorträge hören, das Theater besuchen, in der Frauenschule den Nähturs besuchen, kurz hören, sehen, lernen! Sehen Sie, hier der Winter in Ihrem Forsthaus ist doch zu eintönig für so ein lebensfreies Mädel, und bei uns würde sie Gelegenheit haben, ein bißchen Jugendfreude zu kosten! Machen Sie mir die Freude, sagen Sie ja, verehrte Frau!“ drängte er lächelnd und hob sein Glas.

Frau Ellen sah sinnend vor sich nieder. Sie hätte „dem Kind“ die Freude gegönnt, es hatte wenig genug für seine neunzehn Jahre, wo andere doch mit vollen Jügen genießen. Immer hatte man die Jüngste nicht für erwachsen gelten lassen, solange Fanny im Hause war, immer hatte man sie als Badsch behandelt, und um die schönsten Jahre war sie eigentlich gekommen!

„Noch eins, meine verehrte Frau! Ich habe den Wunsch, daß sich unsere Häuser in Freundschaft nahe stehen und durch den Bund unserer Kinder diese Freundschaft immer fester geknüpft werden möchte in gegenseitigem Vertrauen!“ sagte Luzius leise und warm.

Frau Ellen reichte ihm schweigend die Hand.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund!“

„Und Susi? Sie darf zu uns kommen, nicht wahr?“

Luzius Blick folgte dem von Frau Ellen an das untere Ende der Tafel, wo Susi saß in dem weißen Spitzenkleid, das sie schon den Abend vorher getragen.

Ihr Tischherr, ein junger Stabsarzt, unterhielt sich eifrig über den Tisch mit dem gegenüber Sitzenden. „Sehen Sie, da träumt sie vor sich hin, statt sich an der Unterhaltung zu beteiligen!“

meinte Frau Ellen seufzend. „Was habe ich schon für Ärger mit dem Mädchen gehabt! Von allen ist sie am schwersten zu erziehen gewesen! Ein Trost steht in ihr, der nicht zu brechen ist!“

„Vielleicht doch!“ sagte Luzius lächelnd und hob sein Glas, seine Augen begegneten dem dunklen Blick von Susi.

„Ich werde noch heut mit meinem Gatten sprechen!“ begann jetzt Frau Ellen. „Wenn Susi einmal heraus käme und etwas Nützliches lernte. Ein Näh- und Schneidertutius wäre mir sehr erwünscht und hier fehlt jede Gelegenheit.“

„Also abgemacht!“ rief Luzius fröhlich. Die Gläser klangen zusammen und dann hob Frau Ellen auf einen Augenvint ihres Mannes die Tafel auf.

Nachdem sich die Herren ihrer Zigarette versichert hatten, folgten sie den Damen nach dem See hinunter, wo farbige Lampions und silberner Mondschein die Wege erhellten.

Es war ein wundervoller, warmer Abend, der an den Sommer gemahnte, wäre nicht das raschende, gelbe Laub gewesen, das überall die weiten Rasenplätze deckte.

Aber noch blühten die Spätrosen und entzündeten ihren süßen, betäubenden Duft, und die Georginen hoben ihre duftlosen Köpfchen verträumt ob der verkümmerten Sommerpracht.

Frau Ellen hatte diesen Spaziergang in Szene gesetzt, war aber bald zurückgekehrt in das Haus. Sie mußte sehen, ob ihre Befehle pünktlich besorgt wurden, das Esszimmer gut gelüftet war, ehe das kalte Büffet aufgestellt wurde.

Erna überwachte das Anzünden der Lampen und Kerzen und Manfred entforste die Flaschen zur Bowle, aber Susi war natürlich nicht da, um helfend zur Hand zu sein.

Die drückte sich mal wieder. Frau Ellen rief umsonst wieder und wieder den Namen ihrer Jüngsten durch Haus und Garten.

Susi hatte ihre Pflichten, die die Mama ihr nach Aufhebung der Tafel überwiesen hatte, vollständig vergessen.

Sie war mit den Gärtinnen hinunter zum See gegangen und dort war sie mit „Onkel“ Luzius, wie sie ihn von nun an nennen durfte, zusammengetroffen.

Ihren Arm nehmend hatte er ihr erzählt, daß die Mama einverstanden sei, daß sie zum November ein paar Monate zu ihnen komme und singen, Kochen, schneiden und tanzen lerne.

Da hatte sie glückselig und leise gelacht, wie Susi zu lachen pflegte. „Freust du dich denn?“ hatte er gefragt.

„Wie kannst du noch fragen, Onkel! Ich habe ja nichts, nichts anderes mehr gedacht seit gestern Abend! Denk doch nur, wie wunderschön das sein wird für mich! Euer kleines, nettes Theater, von dem schon Erna so schwärmt! Ach, und all deine vielen, vielen Bücher! Deine Schätze von Pompeji und Rom und Ägypten! Das alles soll ich sehen, alles! Wie mir mein Herz schlägt vor Glück!“ und sie hob die Hand gegen ihr Herz.

Sie waren stehen geblieben. Vor ihnen schimmerte der See wie flüssiges Silber, schwarz und schlant bauten sich die Tannen zu beiden Seiten des Weges vor ihnen auf.

Immer hätte er so weiter gehen mögen, der jungen Stimme lauschen, die ihm ein Wunderland erschloß, ein Wunderland von Gedanken, von Witzbegier . . .

„Ja, es wird, es soll dir gefallen, du Waldkind mit den Märchengedanken. Der Winter wird mir diesmal nicht lang werden . . . wie sonst so oft! . . . Besonders die Abende! Und wenn ich so recht arbeitsmüde bin, dann wirst du mir ein Märchen erzählen, alle deine Märchen, Susi . . .! Und es wird dir nicht zu still werden bei uns. Nach Weihnachten, wenn das Herrenhaus zusammentritt, nehme ich dich mit nach Berlin! Das wird dir gefallen“, schloß er lächelnd.

„Ach, Onkel Luzius! Wie soll ich dir nur danken!“ und in der härmischen Freude, die sie erfüllte, bog Susi sich nieder und küßte seine große, gepflegte Hand.

Noch nach Jahren erinnerte sich Manfred Luzius dieser Stunde, dieses Augenblicks. Des stillen, mond hellen Sees, dessen klarer Spiegel wie Silber schimmerte, der ernsten, schlanken Tannen, die zu beiden Seiten des Weges sich aufbauten, und der großen, reinen Freude, die ihn erfüllte, die alles auslöschte, was an Bitternis in ihm sich angesammelt hatte.

Frau Luzius legte mit nachdenklichem Lächeln den eben erhaltenen Brief ihrer Tochter Lilia aus der Hand.

Es dämmerte schon und sie nahm die Arbeit, eine feine Leinenstickerei, nicht wieder auf. Ihr Blick glitt durch die Scheiben des breiten Fensters, an dem sie jeden Nachmittag saß. Ein feiner Nebel lag über den alten Sprühregen, grau in grau spannte sich der Himmel nun schon seit Tagen über der kleinen Stadt.

Frau Luzius seufzte. Was dem Mädel, der Lilia, nur einfiel! Immer von neuem schob sie den Hochzeitstag hinaus, immer neue Pläne spann ihr beweglicher Geist, immer neue Gründe führte sie an, die ihre Heimkehr verzögerten.

Ein ganzes Vierteljahr weilte Lilia nun schon in der Berliner Pension, um ihre Gesangsstudien aufzubessern und Italienisch zu lernen. Es war wie ein Fieber über sie gekommen, zu lernen, bevor sie Dr. Riffens angebotene Frau wurde.

Der erfüllte jeden ihrer Wünsche, ihre törichten Einfälle, war einfach Wachs in Lillas schmalen Kinderhändchen. Auch zur Hinauslegung des Hochzeitstermins in den Januar hatte er seine Einwilligung gegeben, wenn auch schweren Herzens. Ihr war es ja recht, wenn Lilia noch wartete. Die war ja noch so jung! Kaum zwanzig Jahre, warum ihr die sorglose Mädchenzeit verkürzen!

Und doch stieg immer wieder eine leise Sorge auf im Herzen der sinnenden Frau, wenn sie der jungen Tochter gedachte.

Lilia war so ganz anders geworden. So ernst und so still seit der glimmernde Brillantreif sie zur Braut gemacht.

Und Frau Luzius fand den Schlüssel nicht zu dieser Wandlung, so sehr sie auch suchte und forschte.

Einmal hatte sie diese Gedanken ihrem Gatten gesagt, aber er hatte sie lachend getrübt.

„Mädchenlaunen!“ Die dürfe man nicht ernst nehmen.

Und nur zu gern hatte sie sich von ihm beruhigen lassen, der ihr überall, in jeder Lage, durch seine besonnene Ruhe überlegen war. Er war jetzt immer von einer gleichmäßigen Freundlichkeit, als sein polterndes, nörgelndes Unzufriedensein hatte er abgestreift ihr gegenüber. Vielleicht, daß er inne geworden war, wie seine Strenge das Vertrauen zerstört zwischen sich und den Kindern, daß er nun gut machen wollte auch an ihr, was er sie oft in Zorn und Unmut hatte entgelten lassen.

Sie empfand die Wandlung an ihm mit einem Gemisch von Genugtuung und Triumph. Kein Gedanke kam ihr, daß sie vielleicht im Irrtum sein konnte.

Sie nahm die Dinge so, wie sie sich ihr zeigten. Zu träge zum tieferen Nachdenken, zu sehr mit sich und den Sorgen des Haushaltes beschäftigt, ging ihr jenes seine Versprechen vollständig verloren, was sonst die Frau in des Mannes Wesen lesen läßt wie in einem offenen, nur ihr verständlichen Buch. Draußen klang die elektrische Glode, ihr Bild glitt nach der Uhr. Das war Susi, die aus der Gesangsstunde kam.

Sie hatte die Kleine lieb gewonnen, die ihr über Lillas Abwesenheit ein wenig hinweghelfen sollte.

Nur gar so ernst war das Mädchen, so gar nicht Lilia vergleichbar mit ihrem aufschmeichelnden, schmeichelnden Wesen.

Da öffnete sich bereits die Tür und Susi trat über die Schwelle. „Guten Tag, Tanten! O, ist das kalt und naß draußen, und ein Sturm . . . brrr!“ Susi lehnte sich an den breiten Kachelofen, auf ihrem blassen Gesichtchen stand ein Lächeln.

„Ich soll dir Grüße bringen von Frau Doktor Selten, Tanten, du möchtest auch heutabend den Frauenverein nicht vergessen! Punkt acht beginnt die Sitzung!“

Frau Luzius stand senkrecht auf.

„Da werde ich vor euch zu Abend essen, Kind. Onkel kommt heut später, du wirst schon ein wenig sorgen für ihn, nicht wahr?“

„Aber gewiß, Tanten!“

„Schade, daß heut kein Theater ist,“ fährt Frau Luzius fort, „der Abend wird dir hoffentlich nicht zu lang, Kind . . .“

„O nein, Tanten! Onkel liebt doch Byron mit mir, weißt du?“

„Daß du an dem ernsten Zeug so Gefallen hast, Susi!“

Frau Luzius schüttelte lächelnd den Kopf und sah das Mädchen an. Diese kleine Susi! Wie ein Bäckfisch sah sie aus in dem dunkelblauen fußfreien Rod und der weißen Sportbluse, nur in den dunkeln glänzenden Augen lag ein Ernst, der weit über ihre Jahre hinausging.

„Also auf Wiedersehen, Kleines, ich will mich rasch umkleiden!“

Die Tür fiel hinter Frau Luzius ins Schloß, Susi war allein. Mit versonnenem Lächeln schaute sie vor sich hin, dann ging sie hinüber nach Lillas Zimmer, wo sie am Flügel ungestört üben konnte. Sie sang so gern und hatte entschieden große Fortschritte gemacht in den vier Wochen, seit sie ihr Elternhaus verlassen hatte. Wie schön, wie wunderschön war jeder Tag gewesen hier in dem alten Haus, unter der Obhut von Onkel und Tante Luzius. Ein einziger Festtag dünkte diese Zeit ihr.

Und dabei hatte sie fleißig gelernt in der Schneiderstunde. Die weiße Tuchbluse, die sie heute trug, hatte sie sich beinahe allein angefertigt. So glücklich war sie hier, wie noch nie in ihrem ganzen jungen Leben! Der Boden des Hauses Luzius war wie geschaffen für ihr bewegliches Temperament, für all die Anlagen, die in ihr schlummerten und deren Wachstum man in ihrem Elternhaus eher behinderte als förderte.

Bürgermeister Luzius las mit ihr und fand mit Entzücken, daß er belehren dürfe, blenden mit seinen Kenntnissen vor diesem jungen Geschöpf, das alles in sich vereinte, ihm entgegenbrachte, was er vergeblich so oft gesucht und entbehrt hatte.

Er sah es wohl, ihre junge Seele wuchs an ihm.

Und wie wir mit Stämmen und Entzücken das Ausblühen einer Blume verfolgen, die wir als mattes Pflänzchen dereinst uns ins Haus getragen, mit diesem Gefühl sah jetzt Manfred Luzius die Tage kommen und gehen. Nie war er rastloser tätig gewesen in seinem Beruf, nie war er wohlwollender allem gegenübergestanden, was er sonst vielleicht schroff abgewiesen hätte.

Es war Freude in ihm, und aus diesem Gefühl heraus sah er Welt und Leben mit hellen Augen an. Selbst die langwierigste Sitzung konnte ihn nicht mehr in Unmut und Ungebuld bringen, wie das die Herren im Magistrat von ihm zur Genüge kannten, im Gegenteil, er fand schließlich noch einen Scherz, der die aufgeregten Gemüter beschwichtigen half.

Manfred Luzius fing an über sich selbst zu staunen. Jetzt erst empfand er, wie furchtbar leer sein Dasein sich dahingespinnen hatte, wie genügsam er gewesen war. Wie ein Uhrwerk war sein Dasein verlaufen, eintönig und farblos, und er hatte es nicht einmal empfunden, bis auf die nörgelnde Unzufriedenheit, die ihn dann und wann noch packte, noch aufrüttelte.

Das, was ihm alle nicht gegeben hatten in seinem reichen, wohlausgefüllten Leben, das seine tiefe Verstehen seiner Eigenart, das Sichfreuen an allem, was ihm das Leben schön und lebenswert machte, das Interesse für die Kunstwerke und Andenken, die er heimgebracht hatte von seinen Reisen, er fand es in diesem Mädchen, das kaum die Kinderschuhe abgestreift hatte, dessen Gedanken die seinen schon errieten, verstanden, oft noch ehe er sie in Worte gefaßt.

Susi hatte aufgehört zu üben. Es war acht Uhr und der Hausherr konnte jeden Augenblick kommen. (Fortsetzung folgt)

Der Vierzehnte.

Humoreske von J. Eil.

(Nachdruck verboten.)

Mama, ich gehe jetzt“, ruft Ilse v. Wendheim ihrer Mutter zu, „um elf Uhr beginnt unser Tennisspiel.“

„Warte noch, liebes Kind, du mußt mir auf dem Wege zwei Briefe besorgen.“

„Aber —“

„Es muß sein, Ilse, du weißt, daß wir nächste Woche den kleinen Gesellschaftsabend haben, und da sollst du mir für den Tag die Kochfrau bestellen. Gleichzeitig habe ich hier die Adresse einer Näherin, und da meine beiden Töchter lieber alles andere tun, als ihrer Mutter ein bißchen zur Hand zu gehen, bin ich gezwungen, für einige Tage eine Näherin ins Haus zu nehmen um einige Ausbesserungen vorzunehmen. Hier, die Adresse ist Körnerstraße 115, den Brief gibst du ihr selbst ab und bittest um Antwort. Wo die Kochfrau wohnt, weißt du ja. Hast du nun alles verstanden, Ilse?“

„Alles kapiert, Mutti! Adieu — Adieu —“ Weg war sie.

Während nun die Mutter in der Küche ihren Hausfrauenpflichten obliegt, schlendert Ilse, den Tennisschläger schwingend und ein Liedchen vor sich hin trällernd, gemächlich die Straße entlang.

„Wohnt hier die Näherin Schmitt?“ fragt sie mit ihrer hellen, freundlichen Stimme den Portier des Hauses Körnerstraße 115, als sie dort angelangt ist.

„Zarwohl, Fräulein, zwei Treppen.“

Ilse hüpfte die Treppen hinauf. Richtig, da hängt ein Schild: „Frau Schmitt, Näherin“. Die darunter mit Reißnägeln befestigte Visitenkarte überfliegt sie in der Eile.

Sie drückt auf die elektrische Klingel, daß es gellt, doch niemand öffnet. Schnell noch einmal — noch ein drittes Mal. Öffnet denn niemand? Die Alte schläft wohl noch?

„Himmel Donnerwetter!“ Der Referendar Hans v. Hochstein sieht unwillig von seinen Akten auf. „Frau Schmitt, Frau Schmitt! Richtig, die Alte ist wieder nicht da und ich kann Diener spielen.“

Ärgerlich geht er auf den Flur und reißt die Tür auf.

„Na, nehmen's mir nicht übel, aber —“

Vor ihm steht ein junges Mädchen, den Tennisschläger in der einen, den Brief in der anderen Hand.

„Ist Frau Schmitt nicht zu Hause?“

„Ja, das muß wohl nicht sein, da sie nicht aufgemacht hat.“

„Ach, wie schrecklich!“ seufzt Ilse, „ich hab's doch so eilig. Kommt sie denn nicht bald wieder? Ich muß nämlich zum Tennis.“

„Sie kann jeden Augenblick kommen. Wenn Sie auf sie warten wollen, gnädiges Fräulein —“

„Ach, ja, wenn's nicht zu lange dauert.“

„Darf ich bitten?“

Er macht die Tür zu seiner Stube auf.

„Wollen Sie gütigst Platz nehmen?“

„Sie sind wohl der Sohn von der Näherin?“ fragt Ilse naiv, als sie auf dem angebotenen Stuhl Platz nimmt, während er sich ihr gegenüber auf seinen Schreibtischstuhl setzt.

Ein verstoßenes Lächeln zuckt um Hochsteins Mund. Aber — ein Student macht immer gern einen Wit.



Der berühmte Ostender Badestrand im Kriegsommer 1916.

„Zarwohl, mein Fräulein, ich bin der Sohn von der Nähfrau. Ich nehme Bestellungen für meine Mutter in deren Abwesenheit an. — Wann soll sie zu Ihnen kommen?“

„In vierzehn Tagen, wenn sie dann frei ist.“

„O doch. Sie wird wohl frei sein. Darf ich vielleicht Ihre Adresse aufschreiben?“

„Frau v. Wendheim, Mozartstraße 36. — Und bitte, die Antwort, ob Ihre Mutter frei ist, bekommen wir auch bald, nicht wahr?“

„Ganz gewiß, gnädiges Fräulein, sie wird schon frei sein, sonst wird sie eine andere Bestellung dafür aufgeben.“

„Wie nett das von Ihnen ist.“ Ilse hat sich erhoben. In ihrer überquellenden Dankbarkeit hält sie ihm sogar die Hand hin, die er galant an seine Lippen führt.

„Ich muß noch zu unserer Kochfrau. Wir haben nämlich nächste Woche eine Abendgesellschaft zu Hause. Vierzehn Personen können wir gerade leben. Aber langweilig ist das immer. Ach ich muß mich beeilen, wenn ich nicht zu spät zum Tennis kommen will“, erklärt Ilse wichtig.

Hochstein kann ein Lächeln nicht verbeißen, als er ihre altkluge Redeweise so drollig aus ihrem rosigen Mündchen klingen hört.

„Warum lachen Sie denn?“ fragte Ilse erkaunt.

„Ach, ich dachte eben, wie gerne auch ich einmal eine solche Gesellschaft mitmachen möchte. Ich komme so selten in Damengesellschaft. Natürlich mit meinen Korpsbrüdern treffe ich häufig zusammen.“

Ilse's Erstaunen belehrt ihn über seinen Mißgriff.

Er schlägt die Augen zu Boden und seufzt hörbar: „Ja, die gute Mutter wollte es durchaus, daß ich studierte.“

„Und dabei ist sie immer Näherin geblieben?“

„Gnädiges Fräulein, Arbeit schändet nicht. Als Vater noch lebte, dachte er auch nicht, daß sie später einmal so arbeiten müßte. Aber, was hilft's.“

„Ach ja, wir sind seit des Vaters Tod recht arm, aber nähern kann feins von uns. Mutter muß alles allein machen.“

„Wollen Sie nicht Stunden nehmen bei — bei meiner Mutter?“

„Ich? Ich soll nähern lernen?“ Ilse lacht hell auf.

„Aber gnädiges Fräulein, wenn Sie doch später heiraten wollen, müssen Sie doch davon auch etwas verstehen.“

„Ich — wer wird mich wohl heiraten wollen — Geld habe ich feins und hübsch bin ich auch nicht.“

Sie bemerkt, daß sie plötzlich ihre Unbefangenheit verloren hat, doch wird sie gleich ihrer Verlegenheit wieder Herr und mit einem „Guten Morgen, Herr Schmitt“ schreitet sie der Tür zu.

„Wie?“

„Na, wenn Sie doch der Sohn der Nähfrau sind, müssen Sie doch auch Schmitt heißen.“

„Natürlich — gewiß — ich bin zwar eigentlich nur der Stiefsohn. Aber das tut nichts, ich stehe ihr treu zur Seite und helfe ihr, indem —“

„Das ist recht hübsch von Ihnen, daß Sie ihr helfen. Wir helfen nämlich unserer Mutter gar nicht. Ich will mir aber ein Beispiel an Ihnen nehmen und fahre

nachher gleich nach Hause. Ich will das Tennis sein lassen und bringe ihr gleich Bescheid. Reinen Sie nicht auch?“

„Sehr lobenswert von Ihnen, und nicht wahr, wegen der Nähstunden, das überlegen Sie sich noch einmal, gnädiges Fräulein?“

„Ich hätte beinahe Lust dazu.“

Hochstein begleitet Ilse bis zur Tür und verfolgt ihren graziösen Gang mit den Augen bis er nichts mehr von ihr sieht. Dann geht er in sein Zimmer zurück, setzt sich auf den von Ilse soeben verlassenen Stuhl und träumt vor sich hin. Wiedersehen muß ich sie, das steht fest. — Aber wie? — Ob sie wirklich seinen Rat befolgen will und bei seiner Wirtin Nähstunden nehmen wird? — Dann könnte er ja wohl Gelegenheit haben, täglich mit ihr zusammenzutreffen.

Aber erst müßte er die Alte bearbeiten, damit sie nichts verrät. Frau Schmitt enttäuschte auch seine Hoffnung nicht.



Deutsche Kavallerie-Patrouille beim Pferdetränken an einem russischen Dorfbrunnen. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.



Die Reste einer starken franz. Verteidigungsstellung in dem von den Deutschen erströmten Werk Thiaumont.



Die erste fahrbare Speiseanstalt in Dresden, welche kürzlich dem Betrieb übergeben wurde.

„Was, ich soll die Mutter vom Herrn Referendar sein?“ — Na ja, mir soll's recht sein, ich sage nichts. Ich will nur gleich Bescheid bringen, wenn ich kommen kann.“

„Ach, ja bitte tun Sie das.“ Und indem er ihr ein blaues Goldstück in die Hand drückt, spricht er noch hinterher: „Nicht wahr, liebe Frau Schmitt, wenn Fräulein v. Wendheim bei Ihnen näher lernen will — so morgens — oder Sonntags.“

Frau Schmitt grinst verständnisvoll: „Ihnen zuliebe macht die Schmitt alles möglich.“



Dona Maria de las Nieves de Bragança de Bourbon, Infantin von Spanien,

die in der Pflegekammer für Schwerverwundete, Villa „Dahleim“ bei Schloß Ebensee am Traunsee (Oberösterreich), als Pflegerin und Oberinwächterin tätig ist.

„Sie wird Bescheid schicken, sie war ausgegangen. Ich habe mit dem Sohn verhandelt. — Ach, ist der hübsch! — Und Student ist er sogar gewesen und jetzt schon Referendar.“

„Dummes Zeug! Der Sohn einer Näherin wird studieren“, entgegnet Hilbe, die älteste Tochter Wendheims. „Das hat er dir vorgegeschwindelt.“

„Ich hab' doch die Mäße und den Schläger gesehen, die hingen ja bei ihm an der Wand“, spricht Ilse heftig.

„Du bist gewiß in ein falsches Haus geraten und irgendein junger Herr hat sich einen

„dummen Biss mit dir erlaubt“, beschwichtigt die Mutter ihre jüngste Tochter.

Diese aber stampft ungeduldig mit dem Fuße.

„Das ist nicht wahr. Er hat doch selbst die Bestellung aufgeschrieben und sagt, er sei der Stiefsohn von Frau Schmitt.“

„Zawohl, er ist sehr schid, und daß seine Mutter näher muß, kann er doch nichts dafür. Daß er sich dessen nicht schämt und der alten Frau hilft, finde ich sehr nett — viel netter, als daß wir Mama alles allein tun lassen.“

Darum bin ich ja auch nicht zum Tennis gegangen, ich will bei Frau Schmitt näher lernen, daß ich Mama helfen kann.“

Frau v. Wendheim zog gerührt ihre Jüngste in die Arme. „Liebes Kind, du hast ja deine Sache ganz vortrefflich gemacht“, tröstete sie.

Hilbe schnitt ein spöttisches ungläubiges Gesicht und bestritt vor wie nach die Möglichkeit, daß der Sohn einer Näherin ein Korpsstudent und ein eleganter junger Referendar sein könne.

Der Streit wurde immer hitziger, bis das Erscheinen der Frau Schmitt dem Wortwechsel ein Ende machte.

Diese bestätigte denn auch alle Angaben Ilses und strich ihren „Stiefsohn“ so heraus, daß Hochstein seine helle Freude daran gehabt hätte, wenn er Zeuge davon gewesen wäre.



Ein 70jähriger Feldgrauer.

Graf v. Helldorf, 70. Stern aus Eisenkreuzen bei Kiel, welcher als J. als Militärpolizeimeister in einem Gefangenenslager im Osten tätig ist.



Deutsch-österreichisch-ungarische Waffenbrüderschaft im gemeinsamen Schützengraben.

Nach gründlichen Erörterungen über die demnächstige Tätigkeit Frau Schmitts im Wendheimischen Hause verabschiedete sich diese. Ise aber, mit freudig strahlendem Gesicht, schlich der alten Frau auf den Korridor nach und schmeichelte: „Ich würde gern ein bißchen näher lernen bei Ihnen, Frau Schmitt.“

„Warum nicht, Fräuleinchen, kommen Sie morgens zwischen neun und zehn Uhr, dann bin ich stets zu Hause.“

Ise war glücklich, und auf die Bitte, ihre Mutter und Schwester nichts davon wissen zu lassen, gelobte die Alte strengste Discretion.

Schon am nächsten Morgen begann Ise ihren Kursus bei Frau Schmitt und Frau Wendheim runderete sich im stillen, daß ihre Tochter schon so früh zum Tennis ginge. Sie kümmernte sich aber weiter nicht darum, und die Arbeit für das bevorstehende Fest nahm sie vollends in Anspruch.

Ise besuchte dann vor wie nach jeden Morgen Frau Schmitt und der Referendar war meist anwesend. Er gab oft so verständige Ratschläge, daß man deutlich merkte, er hatte von dem Rächtalement der Mutter manches geerbt.

Die Woche bis zum Wendheimischen Gesellschaftsabend ging schnell vorbei. Als nun am Vorabend Ise nach beendeter Arbeit nach Hut und Mantel griff und beim Abschied Frau Schmitt mitteilte, daß sie morgen nicht kommen könne, da sie der Mutter helfen müsse, seufzte der Referendar: „Schade, daß ich nicht dabei sein kann.“ — In seinen hübschen Augen lag solch ein eigenartlicher Blick, daß es Ise ganz sonderbar ums Herz wurde.

„Ja, es ist wirklich schade. — Aber wir haben nur für vierzehn Personen Platz bei uns.“

„Wenn nun einer abfage, dürfte ich dann der vierzehnte sein?“

„Gut,“ entschied Ise nach einigem Nachdenken, „wenn einer abfagt, telefoniere ich Ihnen.“

Hochstein, den sein Betrug doch manchmal zu bedrücken anfang, flüsterte ihr beim Abschied zu: „Gnädiges Fräulein, schon lange wollte ich Ihnen etwas erklären.“

Ise hatte es plötzlich sehr eilig und entwich mit dem Versprechen, daß sie ihn sofort benachrichtige, wenn einer fehlen sollte.

Am nächsten Tage, als alles im Wendheimischen Hause in fieberhafter Tätigkeit war, überbrachte ein Bursche Frau v. Wendheim einen Brief. Sie war blaß geworden, als sie die Zeilen gelesen hatte, und brachte nun mühsam hervor: „Eine Abfage, jetzt sind wir also doch zu dreizehn. Ise, zieh dich gleich um und lade eine Freundin von dir zu heut abend bei uns ein.“

Frau v. Wendheim war auch eine etwas abergläubische Natur. Sie hätte lieber von allen eine Abfage erhalten, als zu dreizehn an einem Tische sitzen müssen.

Ise umarmt die etwas verblüfft dreinschauende Mutter stürmisch und eilt wie ein Wirbelwind zur Tür hinaus. Sie wußte sofort die Freundin, die sie per Telephon bestellen werde. Nach kurzer Zeit stürmte sie denn auch wieder ins Zimmer mit den Worten: „Mutti, ich habe den Sohn der Nachbarin eingeladen, daß wir nicht dreizehn sind.“

„Ise, bist du toll! Wie kannst du so etwas machen!“ schilt die Mutter, während Schwester Hilde vor Erstaunen keine Worte findet.

„Warum denn, Mutti, ein Referendar hat doch sicher so viel gelernt, daß er es mit jedem gesellschaftlich aufnehmen kann. Ich habe ihn die letzte Woche fast alle Tage gesehen, und — er hat sich doch so darauf gefreut, und — ich auch.“

„Du auch? — Was soll das heißen?“

„Ach Mutti, schilt nicht. Ich habe schon die ganze Woche fleißig näher gelernt bei Frau Schmitt, statt zum Tennis zu gehen.“

„Aber Ise, wie hast du mich so hintergehen können. Es ist einfach unglaublich, mit dem Sohne einer Näherin an einem Tisch zu sitzen, die in nächster Zeit als Nachbarin in unser Haus kommt. Ich verbiete dir hiermit ein für allemal, daß du das Haus der Frau noch einmal betrittst.“

„Ich glaube, Mama, am besten wäre es, man machte gute Miene zum bösen Spiel, denn wenn die anderen Gäste etwas ahnen —“ mischte sich Hilde ein.

„Er ist hübscher als die anderen,“ entgegnet Ise, „außerdem ist er gar nicht der Sohn der Näherin, hat er mir eben durchs Telephon mitgeteilt, er ist der Referendar Hans von Hochstein, und er bewohnt nur ein Zimmer bei Frau Schmitt.“

Als sich Frau v. Wendheim mit vielen Seufzern und Kopfschütteln darein ergeben hatte, wurde die Arbeit wieder aufgenommen, und als am Abend alles im schönsten Lichterglanz strahlte, konnte man über das wohlgeklungene Werk sehr zufrieden sein.

Ise sah in ihrem weißen Kleide und ein paar prächtigen Blumen im Haar wie der Frühling selbst aus und ihr liebliches Gesichtchen strahlte wie eitel Sonnenschein. Der eigens für den Tag bestellte Diener meldete denn auch alsbald die ersten Gäste.

Herr v. Hochstein, den doch eine leichte Verlegenheit besah, als er Frau v. Wendheim gegenüberstand und seine Entschuldi-

gungsrede begann, fand zum Glück einen alten Bekannten unter den Gästen, der die Situation schnell zurechtbrachte.

Frau v. Wendheim war auch eine zu lebenswürdige Natur, um dem einnehmenden Wesen und Auseren des jungen Mannes gegenüber lange steif bleiben zu können, und so gestaltete sich der Gesellschaftsabend bei Familie Wendheim zu einer recht gemüthlichen Feier.

Als nun im Verlauf des Abends der Referendar an Ise die Frage richtete, ob die Rächstunden denn weiter genommen werden dürften, wies sie ihn mit holdem Erdröten an ihre Mutter, die ihm lächelnd mit dem Finger drohte und doch dabei ihrer Jüngsten gültig Erlaubnis erteilte.

Tschin-fo und Tschin-si.

Ein chinesisches Märchen von W. KABEL. (Nachdruck verb.)

Tschin-fo besaß dicht am Flusse ein großes Stück Ackerland und eine Hütte, außerdem Tschin-si, ein Weib, das gut für ihn sorgte. Tschin-fo hatte demnach allen Grund, glücklich und zufrieden zu sein. Aber die Götter beneideten ihn um seine Herzensfröhllichkeit. Drei Jahre hintereinander ließen sie den Fluß über die Acker treten, so daß die Ernte immer wieder von den gelben Fluten vernichtet und fortgeschwemmt wurde. Tschin-fo war bettelarm geworden. Niemand ließ ihm mehr den zur Aussaat nötigen Reis, und da er auch die Steuern nicht bezahlen konnte, kamen die Leute des Kaisers und trieben ihn mit seinem Weibe aus der Hütte hinaus. In dieser Not beschloß er, in die Fremde zu wandern. Tschin-si aber wollte sich bei einem reichen Herrn als Magd verdingen, bis ihr Mann mit seinen Ersparnissen zurückkehrte und sie wieder eine Hütte und ein Feld erwerben könnten.

Nach einem schmerzlichen Abschied trennten sich die Gatten. Tschin-fo fand in dem fremden Lande bald guten Verdienst, und da er sparsam lebte und nach Möglichkeit zurücklegte, hatte er bald eine kleine Summe zusammen. Da gedachte er das Geld seiner Frau zu senden, damit sie sich das Leben erleichtern könnte. Er fragte einen Landsmann, der mit ihm zusammen arbeitete, wie er das Geld wohl am besten in die Heimat schicken könne.

Der Landsmann war ein Betrüger. Er sagte, daß er alles nach Tschin-fos Wunsch besorgen würde, nahm das Geld an sich und behielt es. Dem vertrauensfertigen fo aber erzählte er, das Geld sei längst unterwegs. Monate vergingen. Wieder hatte fo eine Summe erspart, die er abermals dem falschen Freunde zur Beförderung anvertraute. Dieser behielt sie wie die erste für sich, zeigte aber einige Zeit darauf Tschin-fo einen Brief, der angeblich von Tschin-si herrührte. Er las dem des Lesens unfähigen fo das Schreiben vor, in dem die Frau ihren Gatten aufforderte, fleißig weiter zu erwerben. Sie wolle alles Geld gut aufbewahren.

So verflossen mehrere Jahre. Der brave, nichtsahnende fo hatte dem listigen Landsmann immer wieder alles ausgehändigt, was er nur zurücklegen konnte. Hoffte er doch, später in der Heimat seine Schätze wiederzufinden. Bisweilen waren auch Briefe von Tschin-si eingetroffen, in denen jedoch nie etwas davon stand, daß fo endlich zu ihr zurückkehren solle. Trotzdem schöpfte der so schwer Betrogene keinen Verdacht.

Wieder gingen Jahre dahin. Da zogen die Pestdämonen durch das fremde Land, und die Menschen starben in Scharen dahin. Auch den falschen Freund Tschin-fos ereilte das Geschick. Dieser pflegte ihn bis zum letzten Augenblick. Da regte sich das Gewissen in dem Sterbenden. Er beichtete Tschin-fo, wie schmachlich er ihn hintergangen hatte, und bezeichnete ihm auch die Stelle, wo sein erspartes Geld und dasjenige fos vergraben lag. Als er tot war, ließ Tschin-fo den Leichnam einbalsamieren, nähte ihn in Häute ein, kaufte ein Packpferd, lud die Leiche auf und schloß sich einer Karawane an, die nach der Heimat zog. So erfüllte er die letzte Bitte des Verstorbenen, in heimischer Erde bestattet zu sein.

Tschin-si hatte auf diese Weise all die langen Jahre auch nicht ein einziges Mal Nachricht von ihrem Gatten erhalten. Sie glaubte ihn längst tot, und da Liang-Sun, dem sie als Magd immer treu gedient hatte, sie zu seinem Weibe machen wollte, gab sie nach einigem Zögern seinen Bitten nach. Aber sie konnte trotzdem Tschin-fo nicht vergessen, besonders da ihr zweiter Gemahl sie mehr wegen ihrer Tüchtigkeit denn aus Liebe geheiratet hatte.

Tschin-fo langte nach einer Reise von mehreren Monaten in der Heimat an. Zunächst suchte er den Ort auf, an dem der in der Fremde dahingegangene Landsmann bei seinen Ahnen beerdigt sein wollte. Als er diese fromme Aufgabe erledigt hatte, begab er sich zu dem Manne, bei dem Tschin-si damals vor Jahren ein Unterkommen gefunden hatte. Er fragte nach seiner Frau. Jener aber wies ihm barsch die Tür. Erst von Nachbarn erfuhr er, daß Tschin-si des Mannes Weib geworden war. Traurig ging er zum Richter und trug diesem die Sache vor.

Der Richter hörte ihn freundlich an und bestellte ihn für den nächsten Vormittag wieder zu sich.

Als Tschin-fo zur bestimmten Zeit bei dem Richter erschien, fand er dort auch Liang-Sun und Tschin-Li vor. Diese brach bei seinem Anblick in Tränen aus. Aber Liang-Sun fuhr sie hart an, so daß ihre Klagen bald verstummen und sie den Folgegehabten nicht mehr anzuschauen wagte. Der Richter fragte darauf zuerst Tschin-fo, ob er sein Weib zurückverlange. Dieser bejahte eifrig. Nun wurde Liang-Sun gefragt, ob er Tschin-Li herausgeben wolle. Liang-Sun weigerte sich hartnäckig. Der Richter sann einen Augenblick nach und befahl dann den beiden Männern, nach zwei Tagen wiederzukommen. Er wolle sich den Fall bis dahin überlegen. Tschin-Li aber ließ er, da sie vorerst keinem von beiden angehörte, von seinen Leuten in das Gefängnis abführen. Dort sollte sie bei guter Verpflegung bis zum endgültigen Urteilspruch bleiben.

Die Gegner stellten sich, nachdem die zwei Tage um waren, wieder vor dem Richter ein. Dieser empfing sie mit betrübter Miene und machte ihnen unter vielen Entschuldigungen die Mitteilung, daß Tschin-Li sich am Morgen im Gefängnis aus Gram erhängt habe. Er führte die beiden Männer auch bis zur Tür des Gefängnisses und zeigte ihnen den Leichnam Tschin-Lis, der in dem halbdunklen Raume noch in der Schlinge hing. Dann schloß er die Tür wieder ab und reichte Liang-Sun den Schlüssel hin.

„Du hast Tschin-Li bis zuletzt als dein Weib betrachtet. Hier nimm den Schlüssel. Lasse sie abholen und gib ihr ein Begräbnis nach ihrem Verdienst.“

Aber Liang-Sun streckte die Hand nicht nach dem Schlüssel aus.

„Ich habe es mir überlegt“, sagte er. „Tschin-fo hat als ihr erster Gatte doch mehr Anrechte auf sie. Mag er sie daher auch begraben.“

Der Richter rief seinen Schreiber herbei und ließ diese Äußerung feierlich zu Papier bringen. Dann wandte er sich an Tschin-fo.

„Tschin-Li ist nunmehr dein. Willst du sie also als ihr Gatte bestatten lassen?“

Tschin-fo griff eilig nach dem Schlüssel. Antworten konnte er nicht. Der Schmerz machte ihn stumm.

Da befahl der Richter ihm, die Tür des Gefängnisses sofort wieder aufzuschließen. Tschin-fo gehorchte. In der Mitte des Raumes stand Tschin-Li, lebend und gesund. Unter Freudentränen umarmte sie jetzt den geliebten, ihr wiedergegebenen Gatten.

Zu Liang-Sun aber sprach der Richter: „Du hast die Probe nicht bestanden. Meine List ist geglückt. Ich hatte alle Vorkehrungen getroffen, daß es so scheinen mußte, als ob Tschin-Li wirklich tot in der Schlinge hing. Die Tote wolltest du nicht, also gebührt dir auch nicht die Lebende.“

Und bei diesem Spruche blieb es.

Tschin-fo und Tschin-Li aber lebten in sorglosem Glück noch viele Jahre.

Die Nervosität und ihre Heilung.

Von Hermann Borkenhagen. (Nachdruck verboten.)

Unser Zeitalter wird häufig das nervöse genannt, weil die Zahl der Nervenkranken von Jahr zu Jahr zunimmt. Als die Ursache dieser Erscheinung wird oft die erschwerte Existenzmöglichkeit und das Hasten und Jagen im Erwerbsleben angesehen. Namhafte Ärzte und Gesundheitspfleger sind aber der Meinung, daß dies nicht immer zutrifft und sie behaupten, daß die Mehrzahl der Nervösen aus den Kreisen stammt, wo anstrengende und regelmäßige Arbeit am wenigsten zu finden ist. Dagegen steht aber bei ihnen das gesellschaftliche Leben in hoher Blüte. Die Menschen hasten und jagen von einem Vergnügen zum anderen, stete Abwechslung ist ihr Ziel und dabei vergessen sie ihre Gesundheit zu pflegen und sich auszuruhen. Ehe sie sich's versehen, flieht der Schlaf ihr Lager, sie werden unruhig in ihrem Tun und Lassen, sind zerstreut, oft verstimmt und gereizt. Ihr Zustand zeigt deutlich, daß sie krank, daß sie nervös sind. Nicht selten steigert sich die Nervosität in dem Maße, daß sie lebensüberdrüssig werden. Viele erliegen auch der Verzweiflung und machen ihrem Leben gewaltiam ein Ende. Es ist daher dringend notwendig, daß die Nervosität zeitweilen geheilt werde.

Die Heilung der Nervosität ist bisher im allgemeinen durch ein Verfahren versucht worden, dem jedoch der Erfolg meistens versagt blieb. Abwechslung in einer anderen Umgebung war das einzige, was den Nervösen empfohlen wurde. Da sie gerade durch allzu reichliche Abwechslung und Anstrengung krank geworden waren, konnten sie auch durch weitere Abwechslung keine Heilung finden. Andererseits plagte man die Kranken mit guten Ratschlägen, die ebenfalls ihren Zweck vollständig verfehlten und daher ihr Leiden nur noch verschlimmerten. Neuerdings ist man denn auch zu der Erkenntnis gekommen, daß die Heilung der Nervosität am besten durch die Nervösen selbst möglich ist. Sie

allein müssen zu der Erkenntnis kommen, daß eine vertehrte Lebensweise ihr Leiden verursacht hat. Mit dieser Erkenntnis regt sich auch bei ihnen der Wille, die Vertehrtheiten aufzugeben und durch ein geordnetes Leben ihre Gesundheit wieder zu gewinnen. Bei diesem Streben müssen die Kranken nun gestärkt werden. Es muß ihnen gleichsam ein Halt geboten werden, an dem sich ihr Wille zur Gesundheit aufrichten und stärken kann. Einen solchen Halt bieten bezügliche Bücher. Im Verlag „Lebensreform“ in Berlin ist ein solches erschienen. Es betitelt sich: „Nervosität und Lebensüberdruß“ und sein Verfasser, Hans Horst, bekennet darin freimütig, wie er selbst Heilung von Nervosität gefunden hat. Nach ihm ist dafür die allgemeine Nervenhigiene die erste Bedingung. Diese legt er folgendermaßen dar:

1. Luft. Reine Luft bei Tag und Nacht ist Grundbedingung zum Gesundsein; sie regt den Blutumlauf an und verleiht uns dadurch erhöhte Lebensenergie.

2. Bewegung. Tägliche Körperübung im Freien, sei es Arbeit, Spaziergang oder Turnspiel, gleicht den Schaden eines gesundheitschädlichen Berufes mit sitzender Lebensweise in schlechter Luft am besten wieder aus.

3. Ernährung. Mäßigkeit und Einfachheit im Essen und Trinken ist die Garantie für ein gesundes und langes Leben. Sogenannte gemischte Kost, die sich bisher als die beste erwiesen hat; jedoch sei nicht vergessen, daß auf der anderen Seite unzureichende Ernährung ebenso schadet.

4. Wasser. Gewissenhafte Hautpflege und vernünftige Abhärtung, z. B. kalte Körperwaschung täglich und warmes Vollbad wöchentlich, Winter wie Sommer, fördern die Gesundheit wesentlich; ein Bad in rechter Weise genommen, erquickt Körper und Geist.

5. Arbeit. Gezielte, tüchtige, erfolgreiche Arbeit ist eine Heilkraft für Leib und Seele, Zuflucht und Trost im größten Leid. 6. Ruhe. Auch die gesündeste Arbeit, solche, die den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, in welcher alle Organe geübt und gestärkt werden, muß mit Ruhe abwechseln: Zweckmäßige Ruhe und Erholung findet sich jedoch nicht in lärmender und betäubender Genußsucht; ganz besonders ist die Nacht dem Schlafen zu widmen.

Zu dieser Nervenhigiene müssen selbstverständlich die Menschen erzogen werden. Von Jugend auf muß bei ihnen der Wille zur naturgemäßen Lebensweise und Gesundheitspflege kräftig entwickelt werden. Dann werden alle Menschen auch von Nervosität freibleiben. Aber auch die, welche heute nervös sind, können durch die Kraft ihres Willens gesunden. Darum ruft ihnen Horst zu: was Goethe sagt:

Reiger Gedanken
Längliches Schwanken,
Reißliches Jagen,
Klagliches Klagen,
Wenden kein Ende,
Macht dich nicht frei.

Alle Gewalten
Zum Trost sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen!
Aufset die Arme
Der Götter herbei.

Fürs Haus

Tablettdedchen mit Füllgrund und Häkelerei.

Zu der Umrandung des hübschen Dedchens wurden sog. Schweizer Stickeremotive verwendet und zwar vier längliche und vier runde Muster, die eine feste Häkelante als Abdruck erhielten. Man arbeitet in jeden Randbogen der Sticker 3 Stäbchenmaschen, 5 Luftmaschen und wieder 3



Stäbchenmaschen und so fort, bis die erste Tour beendet ist. 2. Tour: 5 feste Maschen in den Luftmaschenbogen, 5 Luftmaschen, deren letzte mit der ersten dieser 5 Luftmaschen zusammengefaßt wird, so daß sich ein Pilot bildet, nochmals 5 feste Maschen in den Luftmaschenbogen und so fort bis zum Ende. Man

schneidet sich die Form des Dedchens am besten aus Papier zurecht und legt die Motive beim Arbeiten auf dieses Muster, da die 8 Umrandungsmotive an den betreffenden Stellen durch Anschlägen der Pilots miteinander verbunden werden müssen und sich sonst die Form leicht verschieben könnte. In den Füllgrund, der 20 Zentimeter lang und 11 Zentimeter breit ist, zieht man in der Mitte mit feinem Glanzgarn ein leichtes Muster ein und säumt ihn dann auf der linken Seite den umhüllenden Motiven an. Das ganze Dedchen mißt 28½ Zentimeter Länge und 20 Zentimeter Breite. Die Umrandung wirkt wie Rappelarbeits.

Sinnspruch.

Verwandte Sprecher trifft man häufig,
Denn schon ein Schwärmer spricht geläufig.
Anderen mancher mühsam sammelt,
Der nebenbei — Gedanken sammelt.

Elise Brömberg

Allerlei

Zwei Affessoren verfolgen mit Rennerblicken die eleganten Kreise, welche der Leutnant M. im Walzertakt auf dem Parkett beschreift. „Du,“ sagt der eine zum andern, „der Leutnant scheint ein großes Licht zu sein!“ — „Weshalb denn?“ — „Weil er so ferngerade tanzt!“

Descartes, der berühmte Philosoph (gest. 1650), war in seiner Jugend Soldat. Während er in Holland die Waffen trug, war einst in den Straßen von Breda ein mathematisches Problem angeschlagen. Unbekannt mit der Sprache, hat er einen Mann, der neben ihm stand, ihm den Anschlag zu erklären. Dieser Mann war der Urheber des Problems, Professor Beccmann; er lächelte über den jungen Offizier und war sehr überrascht, als dieser den Morgen darauf das Problem gelöst hatte.

Kleine Jüge von Heinrich Laube.

Es begegnete Laube öfters, daß er ein Stück bis zum dritten oder vierten Akt vollendet hatte und nicht weiter wollte. Dann gab es für ihn nur ein Mittel, er mußte eine kleine Reise unternehmen und mehrere Stunden in der dritten Klasse auf der Eisenbahn fahren. Wenn er dann recht zusammengerüttelt wurde, kamen ihm die besten Ideen. So lächerlich das erscheinen mag, so ernsthaft erzählte es Laube. „Als ich der letzte Akt der ‚Kartischüler‘ nicht einstellen wollte,“ sagte er, „brauchte ich bloß bis zur nächsten Station zu fahren, und der Akt war da!“ Wenn Laube am Schreibtisch saß, war er äußerst ungemütlich. Er schrieb als es doppelt; zuerst mit Bleistift, dann mit Tinte. Das, was er mit Bleistift schrieb, galt ihm noch nichts, da änderte er und verwarf rücksichtslos, die Tinte aber übte eine gewisse Macht auf ihn, und er entschloß sich nicht leicht, an einer Arbeit, die bereits mit Tinte geschrieben war, etwas zu ändern.

Preussischer Wig. An Friedrich des Großen Tafel war eines Tages die Rede von französischer und deutscher Literatur und es wurde die Meinung aufgestellt, die Deutschen könnten sich hinsichtlich des Wiges nicht mit den Franzosen messen. Man tritt lebhaft hin und her, da wandte sich Friedrich an den General von Veltow, einen alten, biederen Haudegen, und sagte in scherzhaftem Tone: „Er hat hier schon mehrere Male den Ausschlag gegeben, wenn die Meinungen geteilt waren, entscheide Er auch jetzt! Was meint Er darüber?“ — „Ew. Majestät,“ versetzte der alte General, „ich bin zwar nicht gelehrig genug, um mir hierin ein entscheidendes Wort zu erlauben, aber ich für meine Person halte es mit dem deutschen Wig, mit Kollwitz, Bungehewig, Veltow und Brittowig!“ — „Das wird Ihnen keiner abstreiten, mein lieber Veltow, ich am wenigsten, darin hat Er vollständig recht,“ meinte lächelnd der König. — Bei Kollwitz schlug Friedrich am 10. April 1741 seine erste Schlacht, bei Bungehewig verteidigte er sich in seinem mit bewundernswürdiger Schnelligkeit besetzten Lager gegen einen überlegenen Feind (1761), der Angriff des Majors von Veltow vom Regiment „Prinz Ferdinand“ mit 500 Mann aus allen Regimentern auf die Stülpiger Höhen, die, ohne daß er es wußte, auch für das Zietheische Korps das Ziel bildeten, half am Spätabend des 3. November 1760 den Sieg bei Torgau entscheiden, und der Rittmeister vom Ziethe-Husarenregiment von Brittowig reitete mit 40 Husaren nach der Niederlage bei Krimersdorf den König vor der Gefahr, von verfolgenden Kosaken gefangen genommen zu werden. — Das waren gute Wige!

Eine heilsame Erinnerung. Im vornehmsten Teile Londons hat sich der unermesslich reiche Lord Rothschild sein Wohnhaus erbaut. Es ist ein Bauwerk, das ganz seinem ungeheuren Vermögen entspricht. Um so mehr fällt es dem Beschauer auf, daß an ihm das Kranzgefäß einer Säule unvollendet gelassen ist und auch jahraus, jahrein in diesem unfertigen Zustande bleibt. Viele Leute haben schon verwundert gefragt: „Hat der Besitzer keinen Blick für diesen Mangel an seinem Hause? Wie konnte der Baumeister eine so mangelhafte Ausführung übersehen oder gutheißen? Bei jedem andern Sterblichen würde man glauben, das Baugeld sei ihm ausgegangen. Davon kann aber doch bei einem Rothschild keine Rede sein.“ Allerdings ist weder davon noch von einem Übersehen des Mangels die Rede. Der unvollendet gebliebene Säulenabluß hat vielmehr eine erste und tiefreligiöse Bedeutung. Lord Rothschild ist ein orthodoxer Jude. Im Hause jedes frommen Juden muß aber nach uralter Über-

lieferung irgendein Teil unfertig gelassen werden, um Zeugnis davon abzulegen, daß der Besitzer und Bewohner sich nicht für ewig darin aufzuhalten gedenkt, sondern nur als ein Pilgrim und Fremdling wie Vater Abraham, der seine Zelte von Zeit zu Zeit abbrach und anderswo wieder aufrichtete. Wer diesen Zusammenhang kennt, der schüttelt über die unfertige Säule nicht verwundernd und mißbilligend den Kopf, er läßt sich von ihr eine ernste Predigt halten. Der Gedanke, den sie in ihm anregt, ist derselbe, den unsere frommen Vorfahren sich in folgenden Worten als Hausregeln über ihre Haustür schreiben ließen:

„Wir bauen uns hier so feste, Und sind doch fremde Gäste.
Doch wo wir sollen ewig sein, Da richten wir uns wenig ein.“ C. D.

Gemeinnütziges

Werden Eier zu frisch gekocht, so bleibt das Eiweiß fleischartig. Erst am vierten Tage nach dem Legen lassen sich Eier gut kochen.

Während man geistig oder körperlich abgelenkt ist, darf man die Mahlzeiten nicht zu sich nehmen. Es empfiehlt sich daher, vorher eine halbe Stunde, womöglich liegend, auszurufen, damit die Blutverteilung im Körper eine gleichmäßige werde. Erst jetzt wird man, mit Aussicht auf Bessermöglichkeit, die Speisen zu sich nehmen können.

Brombeer- und Himbeersträucher sind gegen die Störungen des Wurzelwachstums besonders empfindlich. Deswegen ist im Sommer jedesmal tiefe Gaden und Graben zu vermeiden und nur öfters eine flache Bodenlockerung vorzunehmen.

Das Anarren der Türen läßt sich dadurch beseitigen, daß man etwas Graphit an den knarrenden Teil des Rahmens oder Scharniers bringt, oder aber die Stelle mit der Spitze eines Bleistiftes kräftig reibt.

Zeitentwaschen an Chrysanthemum müssen ausgelassen werden, sofern wir großblumige Pflanzen erzielen wollen. — Benötigen wir große Büsche oder Pflanzen für Beete, so ist das Auswaschen überflüssig. Dann kommt es auf die Gesamtwirkung der Blüten an.

Scheuklappen bei Pferden schaden den Augen beim Fahren gegen Wind. Sie leiten viel Wind in die Augen. Die Pferde scheuen dabei oft ebenso, als wenn sie keine Scheuklappen hätten.

Nervöse Menschen soll man nicht zu oft nach ihrem Befinden fragen, denn diese werden hierdurch immer wieder an ihren Zustand erinnert, und Nichtbeachtung ist ihnen eine große Teilnahme. Der oberste Grundsatz in der Behandlung Nervöser lautet: Ablenkung von dem Leiden.



Gut gesagt.

Lehrer: „Das sind aber einmal schöne ‚A‘, ‚ach‘, daß du die nicht allein gemacht hast!“
Abschüler: „Ja, der Vater hat die ‚W‘ selbst gemacht und ich hab' die ‚T‘ selbst vertraut!“

Logogriph.

Mit einem m umgibt es dich,
Mit r zeigt's in der Küche sich.
Und wird es mit dem l genannt.
It's als ein tapfer Mann bekannt.
Julius Föld.

Anagramm.

Der junge Mann, den die nennt 's Wort,
Dient mit viel Freud' beim verstellten Wort.
Fritz Guggenberger.

Schachlösungen:

Nr. 158. 1) Dg4 etc.
Nr. 159. 1) Tg8,b5. 2) Kf7;
1) ... b6 2) Tes.

Nützliche Lösungen:

Nr. 146. Von D. Brandt in Dudenbuden.
Nr. 147. Von R. Schulze in Lönning. Ca.
Nr. 148. Von R. Kotschenteufel.
Nr. 149. Von R. Kotschenteufel.
Nr. 150. Von R. Kotschenteufel.
Nr. 151. Von R. Kotschenteufel.
Nr. 152. Von R. Kotschenteufel.
Nr. 153. Von R. Kotschenteufel.
Nr. 154. Von R. Kotschenteufel.
Nr. 155. Von R. Kotschenteufel.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Sieh auf dich und die Deinen, dann erst schilt mich und die Meinen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Problem Nr. 160.

Von C. Rema. (Deutsche Schachzeitung.)
Schwarz.

